

Jan Niermann

Die Objektivität der Bilder ist ein Mythos

Bilder sind immer *gemacht*. Sie sind Ausdruck eines doppelten Blicks, der bereits diskursiv gebunden ist – einmal konstruiert der Blick hinter der Kameralinse, ein zweites Mal der anschauende Blick, der ein geschossenes Foto betrachtet. Die *Welt* auf der Photographie ist die Projektion dieser Blicke, die niemals aufhören ihre Wirksamkeit zu entfalten. Damit ist diese Welt immer eine der Auslassungen und Verkürzungen, aber auch der Konnotationen. Bilder hängen in ihrer Entstehung und Interpretation von der (Aus-) Wahl ab, die Photograph und Betrachter treffen. Diese wiederum ist von (kollektiven) Bedeutungszusammenhängen geprägt, die wir als Spuren in unseren Köpfen herumtragen und damit den Gehalt eines Bildes beeinflussen. Wir sind in unseren Blicken nicht frei.

Bilder haben die Angewohnheit zu unterschlagen, zur Schau zu stellen und einmütige Repräsentation zu vollziehen. Wen schließen wir also auf welche Art in unseren Blicken ein, wen positionieren wir wo? Der Kampf um *Sichtbarkeit* in den Bildern ist immer auch ein Kampf der Entsagung, ein ewiger Kampf gegen die Windmühlen der Festschreibung – vergegenwärtigen wir uns in diesem Kontext nur, wie schnell *eine* Person auf *einem* Bild zu *einem* Exemplar *einer* Gruppe wird, die sie stellvertretend darstellen soll. Jede dargestellte Person ist immer *dargestellt*, d.h. sie ist in ihrer Selbstbestimmtheit und Souveränität bedroht, denn wer (re-) präsentiert wird, kann nicht beliebig die Darstellungsform bestimmen. Genauso stellt auch der darstellende Photograph niemals ein Bild als Ausfluss seiner selbst her. Das Bild ist immer ein diskursives Produkt. Die Verwendung der Photographie als Werkzeug zur Dokumentation sozialer Probleme und Verhältnisse ist für Susan Sontag dann auch mehr als risikoreich. Die bildliche Präsentation von Tatsachen sei immer verknüpft mit *zu viel* an Spektakel und visueller Stimulierung. Der Terror eines in Nostalgie verlorenen Voyeurismus stutzt unser Verständnis der gesellschaftlichen Wirklichkeit zurecht. Wie kritisch ist und kann unser Blick also sein? Wie kann man überhaupt Alltag und dessen Komplexität fotografieren?

Mit einem Bild der Anderen zeichnen wir immer auch ein Selbstporträt. Unsere Blicke verraten etwas über uns. Sie übernehmen auch die Funktion der Legitimierung des *Selbst* bzw. der eigenen Handlungen und Interventionen. So bestätigt paradoxerweise der in den Blick genommene Andere die Tadellosigkeit der herrschenden Gemeinschaft. Bilder zeigen jeweils die eigenartige Kopplung von Eigenem und Fremdem – oft zeigt sich dieses Paar jedoch nicht

in komplementärer Gleichzeitigkeit, sondern in scheinbar unvereinbaren Gegensätzen (Tradition-Moderne / Stadt-Land / Helfende-Leidende). Jedes Bild entsteht in einem soziokulturellen Kontext. Kein Bild ist inhaltlich beliebig – dennoch aber arbiträr. Die Sprache eines Bildes muss, wie jede andere Sprache auch, verstanden werden und die Art und Weise, wie wir diese Sprache sprechen und verstehen können, verdient der Entschlüsselung. Der Fotograf muss sich dieser Aufgabe stellen. Keine politische (visuelle) Aussage kommt ohne Positionierung aus. Daher ist es wichtig diese Sprache(n) zu beherrschen, nicht nur um mitreden zu können – sondern, um die Regeln gestalten und verändern zu können.

Die Ideologie unserer Blicke ist nicht alles, was man auf den Bildern finden kann. Bilder können auch unsere Vorstellungskraft erweitern und neue Diskurse produzieren. Wir können unsere Blicke für ein anderes Bild der Anderen benutzen.